

Caroline Luise von Klencke, geb. Karsch, gesch. Hempel (1750-1802)

Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin 1805

Fragmente

1.

Von meiner Geburt an mogte meine Mutter meine Gestalt nicht leiden, da ich meinem Vater ähnlich sah, den sie ungern zum Manne genommen, und dessen Betragen gegen sie nicht liebe reich war. Ich mußte nun die Gestalt büßen, die ich mir nicht gegeben hatte; der Haß, den meine Mutter gegen ihren Mann nicht äußern durfte, fiel in seiner ganzen Gewalt auf mich nieder. Meiner armen Mutter war es zu verzeihen, wenn sie den Widerwillen nicht überwinden konnte, den diese Aehnlichkeit in ihr erregte. Auch war es eine harte Prüfung, daß ihr zartfühlendes Auge noch einmal mit dieser Physiognomie gedrückt wurde; und hart war es von der Natur, daß sie in jenen Tagen, wo meine Mutter die tiefsten Wunden des Schicksals trug, statt sanft mich an ihre Brust zu legen, mich auch dadurch ihr zuwider machte, daß ich in den ersten sechs Wochen meines Lebens unaufhörlich schrie. So wurde ihr denn durch mich, und ohne mein Verschulden, die einzige Erquickung, welche die Bekümmernisse ihr übrig ließen, der Schlaf, geraubt. Sie war von sehr reizbaren Nerven und allzuzarter Empfindlichkeit; sie kannte gegen Schmerz und Angst kein anderes Mittel, als eine furchtsame Geduld, denn einer philosophischen war sie nicht fähig; ob sie gleich eine große Denkerin war. So klein und unbeträchtlich auch ihre Geschäfte seyn mogten, fühlte sie dennoch ungeduldig den Druck, den die weibliche Pflichten ihr auflegten; und indem sie sich kleine Uebel durch ihre Empfindlichkeit zu wirklichen Leiden machte, schuf sie sich selbst ihre größten Mißgeschicke, in welchen sie dann mit ihren Klagen nicht auf sich zurückgieng; sondern jedes Wesen, welches in ihre Haussphäre innen lag, damit quälte. So klein für den engen Kreis ihrer Pflichten ihr Geduldsfaden war, so lang, stark und golden spann sie ihn aus, wenn es darauf ankam, ihre thätigen Kräfte der Dienstfertigkeit und Menschenliebe herzugeben; ja eben, indem sie für jemand den Scheiterhaufen der Verdammung angezündet hatte, durfte man nur klagen über irgend einen fremden Schmerz, der nicht ihr Werk war, sogleich löschte sie die eignen Flammen und gieng emßig, Linderung für den fremden Schmerz zu suchen. War man aber kaum nur abgekühlt, so gieng die Qual von neuem an, denn ihre Phantasie wollte einmal keine Ruhe haben.

6.

Die ersten Triebe, welche ich empfand, waren Liebe und Schaam. Beide fanden sich unzertrennlich in meinem Wesen, und blieben auch so durch das ganze Leben gegen alle Stürme innig mit einander verbunden. Ich liebte meine Mutter sehr; ich fühlte, wie grausam ihr Schicksal war durch den Unfrieden und die Dürftigkeit, die in ihrem Hauswesen herrschten. Ihr poetisches Talent erwarb ihr thätige Freunde, deren Kräfte jedoch nicht zulänglich waren; sie theilte uns alles mit, was sie vom Zufall erhielt, und ward dennoch gemäßhandelt; dies rührte mich, und mein Herz hieng ganz an ihr. In den glücklichen Jahren der Kindheit merkte ich wenig auf die Aeusserungen ihres Hasses, und ich glaubte immer, ich könnte keinen bessern Schutz haben, als meine Mutter.

7.

An Besuchen von Kindern oder Frauen hatte ich wenig Ergötzen; nur wenn Männer kamen setzte ich mich still neben meine Mutter und horchte auf das Gespräch. Meistens war die Rede von Politik, da zu jener Zeit der Krieg ganz Europa beschäftigte und auf unsere Provinz einen großen Einfluß hatte. Der Enthusiasmus für den König von Preußen glich einer Flamme, welche alles ergreift, was ihr nahe kömmt. Wir Kinder wurden begeistert, wenn von ihm gesprochen wurde, und selbst die Knaben auf den Straßen führten den Namen Friedrich in Kriegsgesängen täglich auf. Oft wurden Kriegsgefangene in die Stadt gebracht, und sie lobten den König und tranken auf sein Wohl. Die schönsten Festtage des Bürgers waren die Feier seiner Siege, wobei selbst der Geitzige sich nicht karg zeigte.

8.

Ich lernte indessen die Hand meiner Mutter lesen; in gedruckter Schrift war ich nicht geübt. Meine Seele bekam durch meiner Mutter Poesien sogleich einen Schwung, so, daß ich nichts Gemeines in Liedern und Gesprächen mehr leiden konnte. Viele von ihren Gedichten blieben mir im Gedächtniß, die ich dann herzusagen pflegte. Die Leute gewannen mich deswegen lieb, und nannten mich klug und drollicht, und jedermann mogte mich gern um sich leiden, nur meine Mutter nicht. Als ich sieben Jahr alt war, konnte ich Bücher lesen; es war der Catechismus, mit dem ich den Anfang machte; sobald ich darin Fertigkeit hatte, wurde ich in die Schule geschickt. Hier wurde bald meine Lust zum Lernen und mein gutes Gedächtniß erkannt, und der Hofprediger, welcher öfters in unsere Stunden kam, wurde aufmerksam^[17] auf mich, und nahm mich mit in seine christlichen Unterrichtsstunden für Kinder. In einem halben Jahre hatte ich das

ganze Formular und alle biblische Sprüche im Gedächtniß. Mein Schulmeister legte sein Amt nieder, so, daß ich wieder zu meinen Aeltern mußte. Eben war meine jüngste Schwester geboren worden; jedes Kind bekam bei dieser Gelegenheit eine Düte mit Zuckerwerk. Meine Freude dabei war sehr groß; das Schwesterchen kam mir wie eine Puppe vor, und ich gewann sie sehr lieb. Ich mußte sie wiegen, dabei wurde mir die Zeit sehr lang, denn meine Vorstellungen hatten sich, durch das Lesen der heiligen Schrift und der Gedichte meiner Mutter, sehr erweitert, und mein Geist verlangte unaufhörliche Beschäftigung. Wenn ich also meine Schwester wiegen mußte, setzte ich mich ihr zu Füßen auf die Wiege; mit der linken Hand schaukelte ich uns beide, und mit der rechten hielt ich die Bibel auf meinem Schooß und las. In den Büchern Mosis fühlte ich mich am meisten von den Familiengeschichten der drei Patriarchen angezogen. Das Buch der Richter, das des Propheten Samuel, die Chronika, die Judith, die Esther, und über alles die Geschichte des Tobias, die Mutter mit ihrem bekümmerten Herzen am Wege, und des jungen Tobias Hündchen, welches ihr endlich entgegen gesprungen kam, hat mich immer zu Thränen gerührt; und immer gieng ich wieder zu dieser Geschichte zurück. Häusliche Glückseligkeit und Liebe waren also schon in erster Kindheit die Hauptneigungen meiner Seele. Geschmiegt in einen Winkel, träumte ich mich oft, als Hausmutter vieler Kinder, in tausend häuslichen Geschäften, von allen das Triebrad, und alle durch mich glücklich. Dies war meine Poesie, die ich mit den reichsten Bildern aus der ersten Frischheit und Fülle der aufblühenden Phantasie verwebte.

Von den Büchern meiner Mutter erinnere ich mich der Nächte Youngs; einer kleinen Sammlung Idyllen von B i o n und M o s c h u s ; eines Trauerspiels des S o p h o k l e s A n d r o m a c h e genannt, und eines schlesischen Reimschmidts, der den B o b e r besungen hat, sein Name ist mir entfallen. In diesen Werken las ich unaufhörlich, in welchen ich alle Freuden meines kindischen Lebens fand. Y o u n g war mir zu ernsthaft; ich konnte nicht fünf Minuten lang dabei verweilen; doch beschauete ich gern das Bild des Philosophen, wie er unter dem Sternenhimmel bei den Gräbern steht, denn ich hatte früh die Gräber lieb. Schon in meinem sechste Jahre, wenn andere Kinder sich mit muntern Spielen ergötzten, bauete ich mir Särge, legte Puppen hinein, schmückte sie mit Laub und Blumen aus, und machte Gräber darüber. Meine traurigen Vorstellungen dabei entstanden mir aus dem Herzen; es dünkte mir nicht als ob ich spielte, sondern als wäre mir jemand gestorben, den ich liebte. Durch meine ganze Jugend hindurch begleitete mich dies schwermüthige Denken, ohne daß ich dabei weniger heiter gewesen wäre, und ich spielte eben so gern Hochzeit, Güterkaufen und dergleichen, als ich Gräber machte und auf den Gottesacker gieng. In meinem achten Jahre sah ich meine Mutter den T o d

Abels lesen, und bat sie darum, da ich eben krank lag. Das Buch war mit lateinischen Lettern gedruckt, welche mir ganz fremd waren; doch, die Begierde zu lesen machte, daß ich die Wörter errieth und herausfand. Ich kann nicht sagen, was ich alles bey dieser Dichtung empfand. Mir war es, als hätte der Dichter seine Bilder, seine Gedanken aus meinem eignen Wesen genommen; und der unschuldige, liebende und wehmüthige Ton darin, war so ganz der Ton meiner Seele. Nach dem Tod Abels las ich die Uebersetzungen der griechischen Idyllen.

[...]

9.

Mein Vater führte uns in die Kirche zur Belohnung für unser gutes Betragen. Ich erinnere mich noch meiner unaussprechlichen Freude, da ich zum erstenmal in den Dom gieng. Ich verließ den Prediger nicht mit meinen Blicken, und das Innere des Tempels erfüllte mich mit einem heiligen Schauer; als ich nach Hause kam, wußte ich den Zusammenhang der ganzen Predigt, und sagte sie meinem Vater, der Freudenthränen vergoß über meine Aufmerksamkeit auf Gottes Wort und mein gutes Gedächtniß. Diese rührenden Zeugnisse seiner Zufriedenheit spornten meinen Eifer an; ich wurde immer gelehriger, und niemals hat mein Vater, oder sonst einer meiner Erzieher, sich gezwungen gesehen, mich zu strafen oder auch nur zu tadeln. Die Zufriedenheit in den Mienen meiner Lehrer und Vorgesetzten, war für mich so etwas süßes, daß ich nach und nach mich blos von dem Wink ihrer Augen unterrichten ließ, weil Worte oder Befehle mir schon zuviel waren, und mich fast beschämt haben würden. Meine Mutter allein hatte niemals Freude an mir, niemals äußerte sie mir ein Wohlgefallen. Oft, wenn ich ruhig bei meinen Spielen saß, nahm sie meine zweite Schwester auf den Schoos, liebkoßte ihr, und verwünschte mich dabei, weil ich meinem Vater ähnlich sah. Ich weiß es noch, daß ich bei solchen Reden verwundert nach ihr hinsah, da ich aber mein Gesicht nicht kannte, und mein Betragen immer so war, daß es von niemand getadelt wurde, so war ich mir auch nichts Böses bewußt; und obgleich mir die Rede befremdend war, so dünkte mir es doch im Herzen, als könnte sie mich gar nichts angehen, denn ich hatte meine Mutter lieb, und so dachte ich nicht, daß sie aus Haß, und im wahren Ernst, so von mir sprechen könnte. Doch wurde meiner Schwester Gemüth durch diese Reden gegen mich verstimmt, und ihr Betragen gegen mich wurde täglich kälter; dennoch war ich ihr gut, und begegnete ihr mit Liebe.

Dies Kind, von meiner Mutter so vorgezogen, und worin sie ihr einziges Glück setzte, starb im vierten Jahre; ich beweinte sie herzlich, und mußte doch

noch anhören, wie meine Mutter das Schicksal verwünschte, das ihr das liebste Kind genommen, statt sie von dem verhaßten zu befreien.

10.

Laß mich, mein Vater, in Reue aufweinen zu Deinem Schatten über mein liebloses Herz, welches ich Dir verschloß, da Du fern verwiesen wurdest, und littest! Ich gab Dir keinen Beweis von meinem kindlichen Andenken, keine Erquickung in Deinem sinkenden Alter – hättest Du das wohl erwartet von Deiner Karoline, als Du sie, ein junges Kind, zwischen Deinen Knieen hieltest, sie mit prophetischen Thränen an Deine Brust drücktest, und sagtest: Du bist mein liebes Kind, meine einzige Tochter, dir hat Gott Gaben geschenkt, aus dir wird etwas werden, du wirst viel lernen? Wohl hatte mir Gott Gaben geschenkt; wohl hätte ich viel lernen können, aber ich bekam nur wenigen Unterricht, und Niemand bemühte sich so um mich, wie Du nach Deinen Kräften an mir gethan hast, mein Vater! Nur die ersten acht Jahre meines Lebens habe ich Dich gekannt, und nur einmal wieder gesehen in meinen zehnten Jahre, wo Du so innig, so segenvoll Abschied von mir nahmst, wo Du Dich, wie von Deiner Seele, von mir trenntest – Du sagtest: Alles sollten sie Dir nehmen, aber Deine Karoline, Dein Kind, sollten sie Dir lassen, und Du wurdest mit Gewalt fortgeführt, und nie habe ich, Dich wieder gesehen.

Dir verdank ich eine frühe Leitung zu Gott, eine frühe Grundlage zum Bewahren der Unschuld und zu einem sittsamen Verhalten; Dir verdanke ich das hohe, unaussprechliche Vergnügen, welches mich beseelte, da ich das erste Buch lesen konnte; es war die heilige Schrift. Dir verdank ich meine Freude, als ich die ersten Worte schreiben konnte, denn nach Deiner Anweisung hatte ich sie gelernt. Auch dank ich Dir die innige Behaglichkeit, die ich immer bei dem empfand, was mehr und höher war, als das, was blos belustigend ist; und die mich das Gute und Seltne erkennen und schätzen hieß; denn frühe legtest Du den Keim dazu in mich durch liebevolle Lehren; so oft ich bei Deiner Arbeit stand, so oft Du mich auf Deine Arme nahmst, und mir etwas gabst oder zeigtest, sagtest Du mir dabei vieles, wodurch meine Begriffe aufgeklärt und gesund werden mußten. Was soll ich von Deinem übrigen Verhalten gegen mich sagen? Du wußtest mich an Furcht und Liebe gegen Dich zu gewöhnen, und nur ein einzigesmal hast Du mich schelten und strafen müssen, weil ich Dir ungehorsam gewesen war. Ich danke Dir diese Strafe, es war die erste und letzte die ich je bekommen; sie war nicht aus Haß und Vorurtheil entstanden, noch aus

Zorn, sondern aus Ueberzeugung: als Warnung für künftigen Ungehorsam. Ja, mein guter, im Grabe noch geliebter Vater! so hast Du gegen mich gehandelt, doch sollst Du nicht so liebevoll gegen andere gewesen seyn; dies war aber wohl nur in Stunden, wo Deine böse Gewohnheit Dir die Besinnung raubte, und wo Du Deine Kinder vermiedest. Könnte ich, Unglückliche! doch für Dich alle Deine Fehler abbüßen, damit Dein Lob im Himmel dadurch herrlicher würde. O, mein Vater! bist Du denn selig? Hier warst Du ja so unglücklich, verfolgt, gehaßt und gekränkt. Darum auch warst Du wohl oftmals unmenschlich, aber doch nur, wenn Du getrunken hattest, und wenn man Dich aufbrachte und mit der Zunge zur Unzeit strafte. Gott verzeiht dem Schwachen! O daß ich, wie Noahs guter Sohn, alle Deine Schwächen, welche an Dir als Laster bestraft wurden, mit dem Mantel meiner Liebe bedecken könnte! – Wäre man Dir mit Vernunft und Billigkeit zu Hülfe gekommen, vieles wäre anders gegangen, vieles wäre besser geworden, denn Du hattest ja gesunde Vernunft, so lange nicht falsche Mittel sie Dir raubten. Die meisten Frauen wollen alles bewirken durch Vorwurf, Klagen und Thränen; wenige wissen den Sinn zu Rath zu nehmen, und für eine gute Stunde zu arbeiten. Darum, mein Vater, war und blieb es in Deiner Haushalt wüste, elend und zerstört; es war kein eigener Bauherr darin; Dir war Deine Frau entgegen, durch ihren Haß und ihre kindische Furcht für Dich; Du kränkstest sie durch Deine verderblichen Angewohnheiten; ihr führtet beide gegen einander ein unglückliches Leben, Du aber warst doch immer am längsten der geduldige Theil, und nie hast Du Dein Weib mit Vorsatz beleidigt. Dennoch wurde ein so trauriges, als für einen Bürger schimpfliches Schicksal auf Dich gelegt. Ein gutes Amt war Dir versprochen worden, Du erwartetest es mit Freude und Zuversicht; Glück und Ehre hätten Dich gewiß zu allen Tugenden zurückgeführt, aber überlistend und plötzlich überraschte Dich die schreckliche Wendung Deines Looses. Eine falsche Anklage hatte Dich bei den Obern angeschwärzt; Deine eigene Frau hatte diese erregt, und sie drang durch. Du wehrloser Mann, ohne Schutz und Freund, wurdest als Bürger herausgehoben aus Deinen bürgerlichen Vorrechten, vor den Commandanten geführt, der nach den Gesetzen keine Macht über Dich hatte, und als preussischer Soldat eingekleidet. Erschüttende Scene! ewig schwebst Du vor meiner Erinnerung. Ich stand da vor Dir, als sie Dich abholten, blaß und zitternd, ein Kind von acht Jahren. O, mein lieber Vater, rief ich, wo sollst Du denn hinkommen? ohne zu wissen, welches Schicksal Dir eigentlich bevorstand. Aber der Sergeant, dem Du folgen mußtest, hatte so viel ähnliches im Ton und Gesicht mit einem, der Jemanden unbarmherzig zu begegnen den Auftrag hat, daß ich wohl vor ihm zittern mußte. Mein armer Vater folgte natürlicherweise der Macht, die ihn zog, denn er war ja überfallen mit List, und selbst Wehr und

Waffen hätten hier nichts abgeändert, denn es gieng in des Königs Gewalt. Seine Bestürzung, sein Flehen zu seiner Louise, sein Händeringen, seine Vorstellungen, daß er ein privilegirter Bürger sey, der schon beinahe funfzig Jahr alt wäre; Alles war vergebens, er mußte seinem Schicksal folgen. Ich stand in Thränen und wollte vergehen, aber ich wurde zuletzt beruhigt durch die Reden meiner Mutter, welche Dich schilderte als den verworfensten Menschen, der mich und sie ganz unglücklich gemacht haben würde; sie weinte Thränen des Dankes über die Erlösung nach so langer Tyrannei. Wir wurden zuletzt so überredet, daß ich mich scheuete Dich wieder zu sehen. Die ganze Nacht durch mußten wir uns bei Nachbarn verstecken, da die Mutter meynte, Du würdest uns aufsuchen, um uns Alle zu ermorden. Du kamst auch wirklich an die Thüren der Häuser, wo wir verborgen waren, aber bittend und flehend, man mögte Dir nur noch einmal Deine Karoline sehen lassen, alles Elend wolltest Du tragen, nur mich könntest Du nicht missen ... Ich wurde Dir verweigert, und mußte mich wieder vor Dir fürchten, weil Du aufgebracht und drohend zurückgiengst. O qualenvolle Nacht, in welcher Du herumirren mußtest, ohne am Morgen, ach ohne jemals, Deinen Retter zu kennen! Mögte dafür die Nacht Deines Todes Dich sanft und hell umgeben haben – Ach, mein Vater! warum mußte ich nicht an Deinem Sterbelager seyn, und Dir die Augen zudrücken? Wie dankbar würdest Du meine Pflege angenommen, wie würdest Du mich darum geliebt, gesegnet haben! Nun aber hat es Dir vielleicht auf Deinem letzten dürftigen Lager geschienen, als ob ich Dich verachtete, da Du so ohne Nachricht, ohne Erquickung von mir bliebst; ja vielleicht hast Du mir geflucht, da ich, Dein einzig geliebtes Kind, Dein auf mich hoffendes Herz getäuscht habe, und Dir an Deinem Elend keine Hülfe zugewendet. Aber ich verdiente Deinen Unsegen nicht, ich selbst lebte unter dem stärksten, ja unter doppeltem Druck. –

11.

Nachdem meine Mutter von ihrem Mann befreit war, brachte sie etwa dreiviertel Jahr in der Glückseligkeit eines freien Zustandes in Glogau zu. Sie dichtete zwar noch um Brod, aber der sanfte Frieden um sie her, den sie noch nie genossen, ließ sie alle Kraft, welche sie sonst in Sorgen und Unterdrückung ausseufzen mußte, nun auf die Poesie übertragen. Alles, was sie dichtete, athmete diesen Frieden und wurde zum Lobgesang. – Eines Tages kam ein Diener, mit einem Gruß von dem Baron von K o t t w i t z , der ihr ein beschriebenes Kartenblatt überreichte. Dies Blatt kam von der Frau Generalin von W r e e c h aus Berlin, welche den Baron ersucht: »daß er sich doch nach der Dichterin in Glogau erkundigen mögte, indem sie gar nicht wüßte, wie es zugienge, daß sie in sieben

Monaten keinen Brief von ihr erhalten hätte.« Die Dichterin, beschämt von der zuvorkommenden Güte der Generalin, setzte sich in Gegenwart des Dieners hin, und schrieb, ihrer Gewohnheit nach, sogleich einen Brief in Versen und ein poetisches Billet an den ihr ganz fremden Baron. Der Diener, welcher ihr voll Verwunderung zugesehen, wie schnell sie schrieb, bringt das Paket seinem Herrn, und ist ganz Erstaunen über die seltsame Frau. Sein Herr, welcher Lektüre und poetischen Geschmack hatte, fand den Bericht des Dieners, durch das Schreiben der Dichterin, bestätigt, und wurde neugierig, sie kennen zu lernen. Am andern Morgen ließ er sie zu sich rufen; sie erschien in ihrer gewöhnlichen Bürgertracht mit einer zwar freundlichen, aber fast einfältigen Blödigkeit. Seine Augen ließen ihn zweifeln, ob es die Frau wäre, welche eine so seltnen Gabe besäße? Allein ihre Antwort auf seine erste Frage überzeugte ihn bald, denn sie erwiderte sie in einem recht artigen Verse. Sie bat hierauf um Schreibzeug, und setzte während einer halben Stunde ein angenehmes Gedicht an den Baron auf. Als man sie beurlaubte, wurde sie eingeladen, am andern Tage wieder zu kommen, wo der Baron sie einigen seiner Freunde vorstellen wollte. Kaum war sie ein paar Stunden wieder zu Hause, als der Bediente des Barons kam, und ihr im Namen seines Herrn einen bessern Kopffputz und einige andere feine Kleidungsstücke brachte; mit der Bitte, am folgenden Tage darin zu erscheinen. Es ist unmöglich, daß der Zarin Peters des Ersten die Krone mehr süßen Stolz gegeben hat, als die Dichterin über diese geschenkten Kleidungsstücke empfand; jedes war ihr ein Zeichen, daß sie wirklich geehrt wurde, und jedes machte sie für Freude trunken. So, durch seine Hand geschmückt, gieng sie zu ihrem gütigen Baron; hier fand sie die Fremden schon anwesend, und die Freude, welche sie begeisterte, gab allem, was sie sagte, etwas Blendendes. Als sie sich wieder entfernte, beschenkte sie der Baron mit einer schönen emallirten Dose, nach damaliger neuesten Mode; noch nie hatte man ihr so artig begegnet; sie fühlte in dem angenehmen Geschenk das Edle des Gebers; er dünkte ihr mehr als andere Menschen zu seyn. Sie eilte damit nach Hause, und zeigte dieselbe sogleich ihrer Nachbarin. Diese, nachdem sie die Dose besehen und bewundert, macht den Deckel auf und sagt: Hierin ist schöner Taback! Karschin, nehmen sie doch eine Prise! der Taback ist mit Gold vermenget. Die schön erschrockene Dichterin findet es wirklich so, wie die Frau sagte, und es waren sechs Augustd'ore unter den Taback gemischt. Sie glühete ihren Dank in Gesängen aus; der Baron ward davon bezaubert, und stellte ihr frei, daß sie von ihm etwas bitten sollte, was zu ihrem Glücke beitragen könnte. Sie, welche noch immer die Zurückkunft ihres Mannes fürchtete, besann sich augenblicklich und bat, daß er sie mit nach Berlin (wohin dieser Herr auf einer Reise begriffen war, um sich daselbst zu verheirathen) nehmen mögte, wo sie

vor der Verfolgung ihres Mannes sicher zu seyn gedächte. Nichts dünkte dem gütigen Herrn leichter als das, und in Zeit von vierzehn Tagen war die Sache beschlossen und gethan.

Welchen seligen Taumel verbreitete diese Aussicht in dem Herzen der Dichterin! Ganz Glogau wurde von Lobliedern für ihren Wohlthäter erfüllt; Alles ward ihn zu bewundern und zu verehren aufgefordert; als hätte sie mit der vorhabenden Reise einen unversiegbaren Schatz in Empfang zu nehmen, so wohl war ihr. Sie schenkte alles weg, was sie an Meublen und Hausgeräth besaß, und behielt nichts als ihre Kleider und ihre zwei Kinder. Im Erwarten der Dinge, die da kommen sollten, ward in der Nacht zum letzten Morgen in Glogau nicht geschlafen, sondern auf ihren Knieen dichtete sie Danklieder, bis endlich der Wächter die letzte ihrer Kummernächte abrief: da kam der Wagen des Barons, worauf sich die Dichterin mit ihren beiden Kindern setzte. – O Gott! wer nicht elend, nicht bedrängt gewesen ist, der kann das nicht empfinden, was hier so unaussprechlich empfunden ward! Dieser Wagen, welcher nicht Ueberwundene, sondern Ueberwinder jedes Leidens führte, war gewiß vor den Morgensternen glänzender, als irgend ein Triumphwagen der stolzen Sieger zu Rom. – –

12.

Die vorzügliche Bequemlichkeit, welche die Befehle des Barons ihr alle genießen ließen, machten ihren Zustand zu etwas Ueberirrdischem. Sie dachte sich ihre mühsamen Fußreisen nach Lissa und jenen umliegenden Dörfern; das Kümmerliche ihrer Mahlzeiten und Lagerstätten auf solchen Wallfahrten: welch ein Kontrast! Wenn sie hier in jedem Wirthshause, nach der vorzüglichsten Bewirthung, auf fein überzogenen Daunenbetten mit ihren Kindern sich schlummern legte. Sie hatte nur einen Gedanken: ihren Wohlthäter! Alles, was ihr wiederfuhr, alles, was ihre Sinne berührte, schien von seinem Einflusse beseelt zu seyn. Sie sah in allem nur ihn, und in ihm die wunderthätige Hand Gottes. So oft sie allein war, lag sie auf ihren Knieen, und ihre Dankgefühle flossen in Thränen über.

Die Dichterin kam glücklich in Frankfurt an, wo sie auf die sanfteste Weise übernachtete; von da gieng es nach dem pallästereichen Berlin.

Es war am 25. Januar 1761. als sie hier erschien.

[...]

Tagebuch.

den 1ten Juni.

Er ist wieder fortgegangen der Mann, den ich verachten muß, da ihm doch mein erzwungenes Ja alle Rechte eingeräumt hat. Er geht ohne mich auch nur zu fragen, ob ich wohl mit ihm gehen wollte. Er fand mich heute beim Abschiede traurig. Was ist Dir? fragte er stürmisch. Nichts, antwortete ich mit bebenden Lippen, indem ich das Gesicht seitwärts drehete, um meine Thränen zu verbergen. Ich glaube Du weinst? Warum weinst du? – Ich war stumm und fürchtete mich zu sprechen. Willst du gleich sagen, warum Du weinst? Hier setzte er Stock und Hut im Zorne weg, »sprich den Augenblick.« Jetzt droht er mit Thätlichkeiten. Zitternd nahm ich seine Hand, küßte sie, und sagte: »Weil Sie immer weggehen und mich nicht einmal mitgehen heißen.« Er stieß mich weg, und sagte: ein Weib gehöre in das Haus, und wenn ich ein andermal ausgehen wollte, so sollte ich es ihm eher sagen, als auf den letzten Augenblick. Ich schwieg, und seine zornigen Ausdrücke machten, daß ich glaubte er hätte Recht. Er gieng, ich weinte mich satt in meiner Einsamkeit, fühlte daß ich Unrecht litt, und empfing ihn beim Wiederkommen mit heiterm Gesicht.

den 20ten Juni.

Ich konnte das Sitzen nicht mehr aushalten, da ich den ganzen Frühling nicht einmal aus dem Hause gewesen. Ich klagte es meiner Mutter, sie muß meinem Mann zugeredet haben; er nahm mich mit sich auf den Spatziergang. Ich sah die Schaaren von Menschen, die mir alle bis auf den Bettler glücklicher dünkten als ich. Meine Brust fühlte ich von der freien Luft erheitert, und gieng an dem Arm meines Mannes, einer Seele gleich, welche schon durch eine glückliche Ohnmacht ihren leidenden Körper verlassen durfte, aber vom Verhängniß in ihrem Kerker wieder zurückgerufen wird.

den 31ten Juni Sonntag.

Heut war ich wieder so glücklich, einige Züge frische Luft zu schöpfen; ich war im königlichen Garten. Die Orangenallee blühte in voller Pracht; die freie Luft wurde von balsamischen Hauch der Orangenblüte wundersam durchwürzt, die Pracht der Großen giebt der Empfindung einen Traum von Gottheit.

den 1ten Juli.

Ich kann kaum mehr im Zimmer umhergehen. Wie, wenn gestern mein letzter Ausgang gewesen wäre, wenn ich gebohren hätte, und stürbe. – Ich hätte Dich große, und herrliche Sonne zum letztenmal gesehen! Blauer Himmel der Du einen guten Gott trägst, ja einen guten Gott, wenn er es gleich zugelassen daß ich einem Tyrann in die Hände gegeben wurde! Du süße Luft des Himmels, der so heiter, so feierlich lächelt! in Deinen Wohnungen ist Ruhe, süßere Ruhe, als in der Blüentraube, wo nur Lüftchen säuseln, und der Mond seinen Frieden hineinblickt.

den 3ten Juli.

Ich danke Dir Gott! Es ist gebohren, nach langem schweren Kampf, aber es liegt ja lebendig neben mir mit hellen Augen, mit Begierde nach Nahrung, das Kind, das Du mir aus den Händen der Natur geschenkt hast; Deiner ewigen Liebe holdes Pfand, welches allen meinen Gram wegweinen und weglächeln, welches meine Liebe haben wird.

den 5ten Juli.

Heut durfte ich mein Knäbchen zum erstenmal an die Brust legen, ach was hab' ich da empfunden! Wo warst Du denn bis jetzt mein Herz, daß ich dich dann erst in mir fühlte, da mein Knäbchen die erste Nahrung von mir nahm?

den 18ten August.

Heut gieng ich zum erstenmal aus, nach meiner Entbindung. Ich lebe also, und bin Mutter. Wie ist mir denn, bin ich denn mehr als sonst, seitdem ich Mutter geworden bin? Ich sah die Menschen an, die mir heut begegneten, und ein unwillkürlicher Stolz in meinem Blick fragte sie, ob sie es auch wüßten, daß ich Mutter wäre. Die Häuser, die grünen Bäume, und selbst die Steine unter

meinen Schritten sah ich mit lächelnder Neugier an, als hätte ich in ihnen Empfindung davon vermuthet, daß ich Mutter geworden bin.

den 1ten September.

Ich bin in der Kirche gewesen, um Gott für mein Leben und für mein Kind zu danken, sonst habe ich keinen Ausgang gemacht. Mein kleiner Säugling, mit seinen blühenden Farben und lieblichen kindischen Mienen, ersetzt mir das Bild der Natur, welche nun bald Abschied nehmen wird in ihrer Schönheit, indeß mein Wilhelm jeden Tag mehr Leben entwickelt, und durch sein kluges Lächeln und Blicken verräth, daß er eine denkende Seele hat.

den 24ten September.

Mein Schicksal liegt immer noch mit eisernem Arm auf mir, und nur mein Wilhelm macht es mir leichter, indeß ich mich selbst in Betrachtungen über ihn verlierend, meinen Kummer vergesse. So ungern ich sonst leben würde, so gern lebe ich nun für ihn.

[...]

den 18ten Januar.

Welch Vergnügen finde ich doch im Schreiben; seitdem mein Wilhelm gebohren ist scheint mein Hang zum Schreiben mit ihm gebohren zu seyn, und auch das Vermögen dazu, denn in meiner Kindheit wollte es mir niemals gelingen, jetzt aber, sobald ich mich frey sehe, eile ich an das Schreibpult. Mit welcher Lust male ich mir dann die Empfindungen, welche ich den Tag über verhehlen mußte, auf das Papier! – Wem aber darf ich sie mittheilen, wem darf ich sie vertrauen? So rein und voller Unschuld sie auch sind, so könnten sie doch Sünde werden, durch das was daraus entstehen könnte, wenn ich diese Gedanken, diese meine mitleidswürdige Lage Andern vertraute. Auch fühle ich, ich könnte mich eher Männern vertrauen, von deren Einsicht und Klugheit ich eine so große Meynung habe, denn bei Frauen giebt es ja doch keinen andern Trost als Thränen. Dahingegen, Männern vertrauen, mir vorkömmt, als wäre es sie anlocken. So will ich es denn nur für mich hinschreiben, was mich quält, und

was mich ergötzt. Wie aber, muß ich denn durchaus schreiben? Könnte ich nicht diese Zeit zu etwas Besserm anwenden? Darf eine Frau denn schreiben?

[...]

Erinnerungen

[der spätere Sohn Karl:]

Was der griechische Künstler bei seinem Amor sich dachte, das war mein Kind; überall wurde die auf ihn gelenkte Aufmerksamkeit zur Bewunderung. Seine Gestalt, seine Farbe, sein Gesicht, selbst sein geöffneter Mund, gaben den Augen, welche ihn sahen, ein wohlthuendes Gefühl. Seine Augenlieder waren äußerst fein, so wie seine ganze Haut; er hatte so herrliche blaue Augen, daß ich nie, weder vor noch nach seiner Zeit, ihnen ähnliche gesehen habe; schon die Lage dieser Augen, ihre Richtung, ihre Fülle, ihr edler Schnitt von Größe, Rundung und erhabener Fläche; dann ihr Glanz und ihre Farbe, welche ein mit Lichtstrahl vermischter Aether genannt werden konnte; dann der unendliche Abdruck und Ausdruck leidenschaftlicher Sprache, welche diese Augen annehmen konnten! Eben so gaben seine Gesichtszüge den Wiederklang seiner Empfindungen, und eben so sah man auf seinen Lippen schon die Worte schweben, welche er erst sagen wollte. Seine Haut, in den ersten Jahren seines Lebens, war von einer Farbe, welche kein Pinsel erreicht, sie glänzte wie Silberstaub auf Rosenblättern, und gab seinem ganzen Körper einen rosigen Silberschimmer. So zart gebildet und geformt er war, so männlich edel war doch sein Gliederbau, und alle seine Körpertheile hatten ein Ebenmaas, welches dem Auge harmonisch war; alles war zierlich an ihm, aber nichts gezwungen. Seine Schultern, seine Hand, Bein und Fuß, und das ganze Ebenmaas seines Körpers waren zu seinem Haupt, wie das Ebenmaas einer schönen chorintischen Säule zu ihrem zierlichen Kapital. Sein Kopf ist mir unbeschreiblich; jede Bewegung desselben, jede Wendung seiner Augen, die Regung der Lippen, des Halses, waren ein eigener Ton aus der Harmonie der Schönheit. Schon sein Profil, im Schatten, war Darstellung griechischer Grazie. Selbst an seinem Ohr war der Maasstab zierlicher Schönheit nicht vorüber gegangen. In Blicken, Mienen und Geberden, welche eben dem Maler am schwersten darzustellen sind, da war er am schönsten; besonders in den verschiedenen Lagen seines Kopfes, welche allemal den Ausdruck des höchsten Ideals hatten; und eben so ausdrucksvoll war er in den mancherlei Stellungen seines Körpers. Wenn er ohne Athem, nur als ein bloßes Bild gewesen wäre, so war er schon dem Schönheitskenner höchst

reizend. Sein Haar war hellblond, und als es länger wuchs, schrieb ich einst einem Freunde davon: »Und wenn mein Karlchen läuft, und das Haar um seinen Nacken weht, so ists, als ob des Knaben Geist aus seinem Scheitel geschritten käme, so viel Ausdruck hat selbst sein Haar.«

Als er älter ward, schlief er mit offenen Augen, welche sich wie im Entzücken aufwärts hin und her bewegten, und mit halbgeöffnetem Munde. Zwischen den glühenden Lippen ließ er vier der freundlichsten weißen Zahnsitzen sehen, dazu glühten durch das Athemholen die Wangen immer höher, und das Haar bebte vom starken Klopfen seines Herzens – das war ein Kopf! – Ich wußte niemals, ob ich ihn lieber wachend oder schlafend, froh oder traurig, müßig oder geschäftig, ernsthaft oder zärtlich sehen wollte, denn in allem war er etwas, welches ich sonst nie sah, und an ihm hab ich wahr gefunden, was Sokrates behauptet: daß ein schöner Körper der Spiegel einer schönen Seele sey, denn seine Seele, sein Geist und sein Körper waren ein einziges zusammengeflossenes Schön.

[...]

Er saß immer vor sich allein spielend, und ich mußte ihm indeß etwas erzählen. Wenn er unter seinen Spielsachen dasaß, so sah er nicht wie ein Vernichter, sondern wie ein zufriedener Herrscher aus, der eben über die Glückseligkeit seines Reiches nachdenkt. Er sprach und that alles mit großer Lebhaftigkeit, immer war er fröhlich und lachte gern; wenn er lachte, und recht viel lachte, so öffneten sich seine herrlichen Augen immer mehr, und wurden durch diese frohe Bewegungen noch funkelnder und größer, als sonst. Dies war eine seltene Erscheinung, eben wie das Schlafen mit offenen Augen, da bei dergleichen Handlungen die Augen sich zu verkleinern und zu schließen pflegen. Sein Geist war so genau mit seinen Nerven und Muskeln im Einklang, daß ich gemeinlich auf seinem Gesichte lesen konnte, was er sagen wollte. Sein Gedächtniß glich einem Spiegel, welcher alle Gegenstände sogleich auffaßt, eben so vortreflich war seine eigne Denkkraft: in seinem vierten Jahre konnte er mehr schon als allgemeine Dinge beurtheilen, und weil er das Gewöhnliche leicht weg hatte, so forschte er unermüdet dem Schwerern nach. Selbst suchte er unaufhörlich seinen Verstand anzubauen, und wendete alle seine Kenntnisse auf das Herz an: das heißt er suchte sich aus allem selbst eine Nutzenanwendung. Dabei blieb er immer lebhaft und heiter, niemals hab ich ihn finster oder störrisch gesehn. Alles stand ihm wohl an, sogar der Verdruß, welcher andere Gesichter sonst entstellt, sein Gesichtchen wurde nur lieblicher davon. Er hatte einen so gegenwärtigen Geist, daß er von allem, was er wußte, bei Gelegenheit die artigsten und drolligsten Anspielungen machte. So z.B. erinnere ich mich, daß ich eines Tages am Fenster stand, und indem ich vom

Fenster zurückkehrte, sagt' ich: »Eben gieng die schöne K. vorbei, aber sie hat sich so verändert, daß ich sie kaum mehr erkannte.« Mein Karl, der gleich aufhorchte, wenn ich sprach, blieb bei diesen Worten an der Thür stehen, zu der er schon hinaus wollte; o! rief er lachend, wenn sie nicht mehr schön ist, mag ich sie nicht mehr küssen, denn wenn die Mädchen nicht mehr schön sind, geht es ihnen wie unsern Eltern im Paradiese, da sie ihren Glanz verlohren hatten; wenn die Mädchen ihre Schönheit verloren haben, dann ist auch ihr Glanz weg, und das bloße Fleisch mag ich nicht küssen, und damit lief er lachend zur Thür hinaus. Solcher naiver Anspielungen hatte er täglich, nur ist mir ihr Zusammenhang entfallen.

Niemals hab ich durch ihn einen Kummer erlebt, niemals hat er mich durch Unarten gekränkt; auch nicht ein Schatten irgend einer niedrigen Eigenschaft lag in seiner Seele; alle seine Aeüßerungen waren Großmuth, Verstand und Zärtlichkeit, eine einzige Uebereilung ausgenommen, die ich jetzt erzählen will: Wer ihm sein Eigenthum absprechen wollte, der konnte ihn zum Zorn, ja bis zur Wuth reizen. Einst hatte er und sein Bruder jeder einen Apfel bekommen; der Aelteste hatte den seinigen bald gegessen, indeß der Kleine, auf der Erde sitzend, sich mit seinen Spielsachen so eifrig beschäftigt, daß er darüber seinen Apfel neben sich vergißt. Der Aelteste, um ihn zu necken, greift nach dem Apfel. Bruder, laß den Apfel liegen, sagt der Kleine. – Nein, antwortete der Aeltere, es ist mein Apfel. Nicht doch, antwortete Karl, weißt du denn nicht, du hast ja deinen schon gegessen. – Nein, antwortete der Aelteste, jetzt will ich ihn erst essen. Und er fährt wirklich mit dem Apfel nach dem Munde: Bruder, laß meinen Apfel liegen, schreit der Kleine; der Aelteste aber lacht, und beißt wirklich in den Apfel. Als dies Karl sieht, überwältigte ihn der Eifer über dies Unrecht so sehr, daß er eine Gabel, die er in der Hand hatte, ihm gerade nach dem Kopf warf; der Wurf gerieth hart über den Augenknochen, und verwundete ihn. Nun kam der Aelteste zu mir, weinend und schreiend, und der kleine Rechthaber erschrocken hinter her: Liebe, beste, theuerste Mama, Bruder Wilhelm hat mich so geärgert! Wiewohl der Aelteste die Hauptschuld hatte, wurde Karl dennoch gestraft, doch war die Strafe nicht einmal nöthig, da ihm der Schmerz seines Bruders herzlich leid war: und ich bin gewiß, daß er, wenn er lang gelebt hätte, durch diesen Vorfall vor ähnlichen Uebereilungen gesichert gewesen wäre.

[...]

Freiwillig theilte er gern von dem Seinigen mit, und Allmosen geben, war die Freude seines Herzens. Er hatte gar keine List noch Falschheit, selbst nicht einmal im Scherz. Nie nahm er eine böse Gewohnheit an; niemals hat er ein einziges pöbelhaftes oder niedriges Wort nachgesprochen, und selbst in seinem

höchsten Affekte sprach er das reinste und schönste Deutsch, als ob er es nach Regeln gelernt hätte. Ein Kind, welches gleich regelmäßig spricht, zeigt an, daß sein Verstand der deutlichsten Begriffe fähig ist, und daß es einmal alles, worinn es unterwiesen wird, auf das vollkommenste lernen werde, denn sein reines Sprechen zeigt schon von der Vortreflichkeit seiner Urtheilskraft. Mütter sollten darauf halten, daß sich die Kinder zu keiner niedrigen und gemeinen Redensart gewöhnen, da jede schlechte Angewohnheit die Seelenkräfte zurückhält. Eben so sollte man auch die Kinder vor denjenigen sinnlichen Eindrücken bewahren, die ihre Einbildungskraft auf eine niedrige oder unanständige Weise beschäftigen. Früh sollte man ihre Augen und Ohren, welches die feinsten Sinne sind, auf edle Gegenstände aufmerksam zu machen suchen: z.B. auf Musik und Tanz, auf Gemälde, auf Blumen u. dgl. Die ersten Eindrücke des Kindes legen einen tiefen Grund in der Seele, und je nachdem man diese wählt, werden sich die Begriffe des Kindes entwickeln.

Wenn ich ihm zuweilen etwas vorlas, rief er aus: O Mama! solche Bücher lern' ich auch machen, dann will ich alles eben so schreiben wie es da steht. Dieser Ausruf kam daher, daß er alles so stark und richtig empfand, daß es ihm vorkam, als könnte er es selbst machen. Schreiben und Lesen wollte er nicht lernen, da er nichts von mechanischen Unterweisungen vertragen konnte, sondern alles Gesprächs- und Spielweise lernen wollte. Ein Kind, mit großem Verstand und Gedächtnißgaben hat nicht nöthig, daß man es zu frühem und regelmäßigem Unterricht anhalte, denn wozu ein Kind von trägem Geist der Jahre bedarf, da sind einem lebhaften Kinde Monate genug; man lasse also einem solchen Kinde seine Spiele treiben, bis es von selbst Lust zum Lernen bekommt. Eh' man zum Unterricht schreitet, kann man auf mancherlei Weise mit dem Kinde lehrreiche Gespräche führen

[...]

Alles konnt ich mit ihm reden, was auch mein Herz bei den Schönheiten der Natur empfand, er verstand mich vollkommen; nie hat ein Wesen mehr Einklang mit dem meinigen gehabt, als dieses junge engelsschöne Kind; sein Gefühl war so fein und richtig, daß er von allem sogleich urtheilen konnte, daher waren seine Reden nichts weniger als kindisch, vielmehr machten die lebhaften Vorstellungen seines Geistes sie zu etwas, das ich noch gar nicht gehört hatte, ob er gleich alles so leicht hin sprach, als dürfte er es nicht erst denken.

Auch den gestirnten Himmel sah er oft mit angenehmer Betrachtung an; den herrlichsten Begriff vom Göttlichen geben die Sterne, sie sind das Licht des Geistes. Junge Gemüther, die sich mit ihnen bekannt machen, werden leicht und vorzüglich durch sie ihre Kenntnisse vermehren, und bald wird sich ihr Geist daran gewöhnen, diese Erde nicht als den Sitz seiner ganzen Bestimmung zur

Glückseligkeit zu betrachten. Gern sprach mein Karl von dem Schöpfer der leuchtenden Welten, und seine Seele erhob sich mit den ewigen Lichtquellen über ihm.

[...]

Nichts war rührender, zärter, poetischer, als seine Liebe zu mir, die ganz ausschließend war, ohne daß er jedoch gegen Andre sich deswegen lieblos oder trotzig bewiesen. Sein ganzes Wesen wurde von einem einzigen Geist, einem Hauch der ewigen Liebe beseelt und regiert, zu dem seine himmlische Schönheit in der vollkommensten Harmonie stand.

Und er wurde krank. Es war am dritten Juni, da er von einem Spaziergang ermüdet nach Hause kam, in der Hand einen Busch Klockrosen, welche er mir mit den Worten überreichte: Da, Mama, ich bin recht müde. »Er gieng alsbald zu Bette. Den Tag darauf schien ihm wohl zu seyn, doch legte er sich wider seine Gewohnheit nach Tisch schlafen. Den ganzen Tag über empfand ich eine dumpfe Unruhe, die mich nirgend dauern ließ; ich gieng mit meinem Aeltesten vor das Stadthor, hier nahm meine Unruhe bis zur Bangigkeit zu, ohne daß ich eine Ursach dazu wußte. Ich kehrte um, und fand meinen Kleinen im Bette; er war mit seinem Vater aus Verlangen nach mir ausgegangen, hatte mich nicht gefunden, klagte sich bald müde, und da er mich zu Hause nicht fand, gieng er schlafen. Sobald er meine Stimme hörte, erwachte er und klagte über Kopfweh. Er glühte, ich aber ahndete nichts als etwa ein Fieber, wie er schon einmal gehabt hatte. Morgens darauf stand er erst um zehn Uhr auf, legte sich aber bald wieder zu Bette, und blieb bis Dienstag Mittag liegen; als wir zu Tisch gehen wollten, fuhr er eilend aus dem Bette und versuchte sich anzukleiden. Nein! rief er, es geht nicht: damit legt er das Kleidungsstück hin, und nie hat er wieder dergleichen angezogen. Am Mittwoch zeigten sich Flecken, Vorboten der Blattern; ich ahndete nichts gefährliches, sondern freuete mich. Ach Karlchen! rief ich, du wirst die Blattern kriegen. Es ist gut, daß du sie früh bekommst. So? sagt er, wie sehn denn die Blattern aus? Ich gab ihm den Spiegel; als er die rothen Flecken in seinem Gesicht erblickte, drehte er den Kopf mit Widerwillen weg, und sagte: Geschwind legen Sie den Spiegel weg, ich sehe häßlich aus. Von da an verbarg er sein Gesicht an meinem Hals, sobald jemand kam. Einen Arzt wollt er nicht, und Medizin war ihm durchaus nicht beizubringen: er klagte Durst, man gab ihm Arznei, die wie Wasser aussah, allein er hatte es am Geschmack, und trank sie nicht. Die ersten vier Tage der Krankheit spielte er, als wäre er gar nicht krank, am fünften Tag aber, da sich die Pocken ansetzten, ward er launisch. Ich durfte von seinem Bette nicht weichen, und selbst im Schlaf ihm meine Hand nicht entziehen, wenn es auch noch so leise geschah, wachte er davon auf, und litt es nicht. Von nun an hatte er keine Ruhe mehr, in

keinem Bette wollte er bleiben, und auf keiner Stelle, theilte Befehle über Befehle aus, und gab sogar Acht darauf, ob seine Befehle auch schnell genug vollzogen würden; geschah da seiner Meynung nach nicht, so wollte er heraus und selbst antreiben, doch war er in allem, was er sagte, verständig. Drei Tage lang lag er blind, und seine Ungeduld nahm äußerst zu; er liebte den Tag und die Sonne so sehr, und in den Frühlingsmonaten vor seiner Krankheit pflegte er alle Morgen zu beten: Lieber Gott, laß doch heut recht lange lange Tag bleiben, laß doch recht lange die schöne Sonne scheinen! Jetzt lag er blind, und es ist leicht zu denken, wie ein feuriger Freund des Lichtes in solchem Zustand ungeduldig werden mußte. Oft fragte er mich: Mama, ist schon die Sonne da? Ists nun recht hell? Scheint noch der Tag? Abend muß es ja nicht werden, Gott muß Tag lassen bis ich wieder ausgehen kann.

Seine Unruhen vermehrten sich, und die Pocken bekamen ein wunderliches Ansehen von allerlei Farbe, kleine und große, einige welche abtrockneten, andre welche nebenbei aufsproßten, die mehrsten aber waren in der Mitte tief eingesenkt. Ich verstand mich nicht darauf, und niemand sagte es mir, daß es böse Pocken wären, so war ich um so ruhiger, da der Geist des Kindes so munter war. Nach dreitägiger Blindheit hatte ich ihn auf meinem Schooße ruhen, und redete allerlei mit ihm, wovon er am liebsten hörte. Ich versprach ihm, wenn er wieder gesund wäre, recht viel nach Monbijou zu gehen, und nach dem Thiergarten. Monbijou liebte er vorzüglich wegen des Säulentempels und der dunklen Hecken die sich damals am Eingange befanden. Indem tritt die Magd herein, und sagt: Sehen Sie doch Karlchen, ich habe einen Hirsch in der Hand. – Seine ganze Neugier ward rege, und aus Eifer das Spielzeug zu sehn, welches die Magd ihm brachte, riß er die verschlossenen Augen auf, und sah hin; mir ward unaussprechlich wohl dabei. Ach Karlchen! rief ich, seh ich deine lieben Augen wieder! Gott wie freu' ich mich, freust du dich nicht auch, mein liebes Kind? Ja, sagte er mit mattem Lächeln. Aber, fragt ich, kennst du denn auch noch alles, was du so lange her nicht gesehen hast? Was ist denn das? Ernsthaft antwortete er: mein Tisch. – Was das? – der Ofen. – Aber kennst du auch, wer bin ich denn? Hier sah er mich mit sonderbarem Ernst an, als wollte er damit sagen: Wie kannst du doch so fragen; da ich dich ja niemals verkannt habe? und nach einem kleinen Schweigen dreht er seinen Kopf auf die andere Seite, und sagte: Meine Mutter. Von nun an hatte er immer weniger Schlaf und die Unruhen nahmen zu. In der Nacht vom zehnten Tage schrie er unaufhörlich über Nadelstiche, ob er gleich keine Nadel an sich trug, und klagte Hunger. Ich hatte ihm nichts in der Nacht zu geben, als einigen Julep, wofür er mir herzlich dankte, und ihn mit großem Wohlgeschmacke aß, darauf schief er ein bis Morgens um sieben Uhr. Sobald er erwachte, begehrte er etwas zu genießen, ich

gab ihm Thee und Biskuit. Er trank und aß mit einem Appetit und einer Munterkeit, als ob er gesund wäre; wie freute sich mein Herz! Als er gefrühstückt hatte, bat er um Spielzeug, ich fragte ihn, was er für Spielzeug wollte? Hammer und Nägel, und den bretternen Kasten, war seine Antwort. Es wurde ihm gegeben, und er hämmerte eine halbe Stunde lang mit vielem Eifer. Nun war er müde, und begehrte in einem andern Bette zu schlafen; gleich darauf ward er an den Ohren blau, ich dachte es wäre Frost, und ahndete nicht, daß es der allmählich um sich greifende Schlagfluß war. Matt schloß er die Augen, und verlangte von mir getragen zu seyn, ich trug ihn eine Zeitlang, und als ich mich niedersetzte, schien er zu schlummern. Seine Ohren wurden immer blauer, er ward unruhig, und sagte: Tragen Sie mich, Mama. Lieber Karl! sagt' ich, jetzt kann ich dich nicht tragen, du bist schwer; sieh einmal, da ha ich ein Buch mit einem Bilde. Er sah ein paar Augenblicke darnach hin, sagte nichts, und schien wieder einzuschlummern, und zwar, seiner Gewohnheit nach, mit offenen Augen, die sich hin und her bewegten. Ich las noch eine Weile fort, er bewegte sich unruhig. Liege doch still, liebes Kind, sagt' ich, du liegst ja auf meinem Schoos. Sogleich lag er still, und schien fester zu schlummern. Ich sah nach ihm hin, sein ganzes Gesicht war blau geworden, obgleich seine Augen keine Veränderung zeigten. Mein Gott! rief ich meiner Mutter zu, welche eben gegenwärtig war, dem Kinde muß kalt seyn, wenn er nur zu Bett wollte, er wird ganz blau im Gesicht. Ach! antwortete sie, wenn das nur nichts Schlimmes bedeutet, es ist heut der eilfte Tag, das ist ein gefährlicher Tag. Ein gefährlicher Tag! rief ich voll Entsetzen. Karlchen! Karlchen! – O Gott! Er konnte mir nicht mehr antworten. Er bewegte nur den Kopf, zum Zeichen, daß er mich hörte; ich legte ihn in das Bett, sein linker Arm war gelähmt, den rechten bewegte er immer auf und ab, als ob er damit arbeiten oder jemand winken wollte. Ich konnte sein Herz nicht brechen sehen, und gieng in ein anderes Zimmer; als er meine Stimme nicht mehr vernahm, hat er noch einmal die möglichsten Kräfte angestrengt, um einen Laut von sich zu geben, und – so ist er verschieden.

Er starb, vier Jahr und drei Monat alt, Mittags gegen eilf Uhr. Seine herrlichen Augen wollten sich nicht schließen, sie blieben offen und hell, leuchtend und schön, wie sie im Leben gewesen waren, bis zu Sonnenuntergang. Da erst brachen die Lichter, welche das erfreuende Licht meines Lebens gewesen waren.